

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 5 (1915)

**Heft:** 24

**Artikel:** Das Deutschland des Krieges [Fortsetzung]

**Autor:** Eberlein, W.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-637232>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

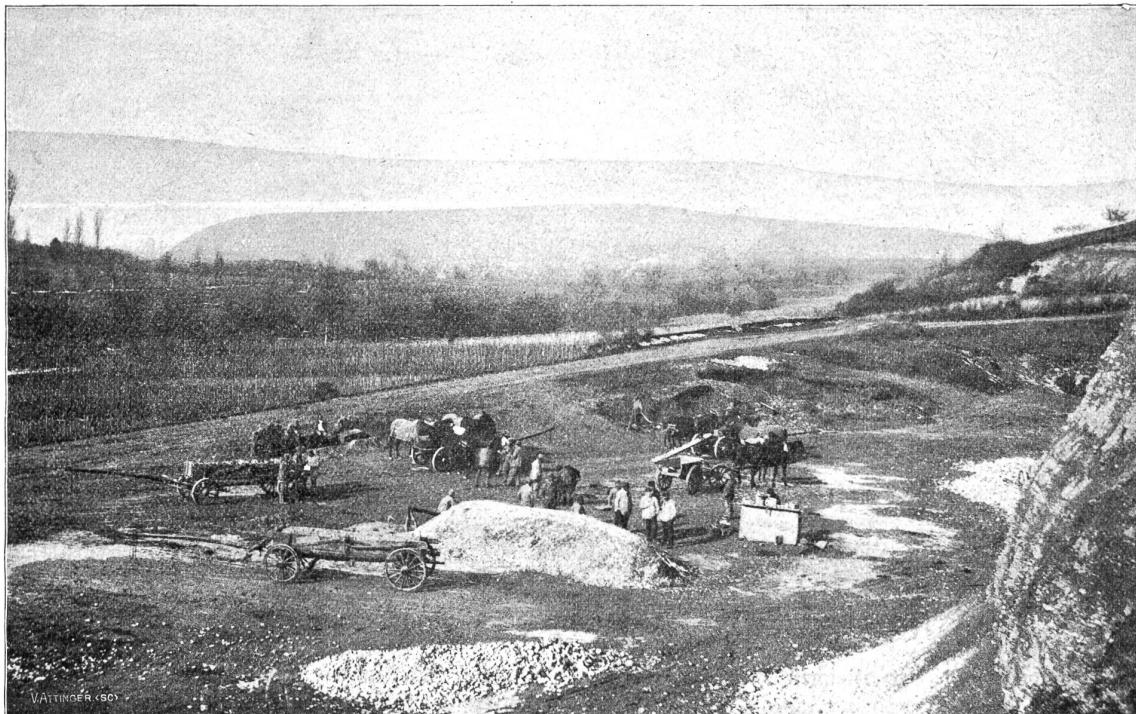
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Sträflinge an der Arbeit in der Inser Kiesgrube.

vögel in Menge, und sogar Fasane sind hier nicht selten. Rechnet man die Chalei-Alp im Diemtigtal, die Wizwil gehört, hinzu, so sind in diesem Königreiche fast alle Pflanzen- und Tierzonen der Schweiz vertreten.

Unvergeßlich ist mir die Heimkehr aus dem Moose bei der abendlichen milden Sonne. Hunderte von Lerchen jubilierten im Blau des Himmels, und das Gezirp der Grillen erfüllte tausendstimmig die Luft. Vereinzelt er-

klang aus einem Moorgraben ein schüchterner Froschgesang. Ein Hausrötelein äzte noch fleißig seine Jungen im Neste an der Torfhütte. Aus den reisen Matten stieg ein wunderbarer Heuduft. Ein stiller Gottesfriede lag auf der schönen Landschaft. Wie schön muß erst eine sterneklare Sommernacht sein im Inser und Wizwiler Moos!

(Schluß folgt.)

## Das Deutschland des Krieges.

Von Gustav W. Eberlein.

### Die Verwundeten.

(Nachdruck verboten.)

Trotz verbesserter Deckung sind die blutigen Verluste in diesem Kriege unverhältnismäßig hoch, nach übereinstimmendem Urteil eine Folge der zur Präzisionswaffe ausgebauten Artillerie. Im deutschen Heer, dem zwei Dinge besonders zusehen: die französischen 75 Millimeter-Feldgeschütze, welche zugestandenermaßen weiter tragen als die deutschen, und die unbeschränkte amerikanische Munition, welche es den Verbündeten erlaubt, jeden Angriff mit einer heispiellosen Eisenverschwendug vorzubereiten. Schützengräben aus sicherer Entfernung einfach durch Zuschüttung unhaltbar zu machen und den Quadratmeter Boden, wie beim Durchbruchsversuch in der Champagne, mit 16 Granaten zu belegen, haben die Verwundeten längst die siebenstellige Ziffer überschritten. Es liegt auf der Hand, daß selbst Deutschlands fast unerschöpfliche Wehrmacht einen solchen Verlust nicht verschmerzen oder wettmachen könnte, wenn alle Verwundeten aus der Reihe der Kämpfer ausscheiden müßten. Das ist jedoch nur bei einem geringen Bruchteil der Fall, weitaus die meisten ziehen nach ihrer Ausheilung ein zweites, drittes und viertes Mal ins Feld. Stehen manche in den Argonnen, denen eine russische Kugel die Schulter durchbohrte, belgische Granatsplitter bei Antwerpen den Arm aufrissen, englische Schrapnells die Füße durchlöcherten — und nun erwarten sie den französischen

Gruß. Vom indischen Aufschlitzmesser bis zum komplizierten Beitzünder hat der deutsche Soldat, wie er mit Humor gesteht, Gelegenheit, auf „vielseitige“ Art und mit allem Komfort der Neuzeit den Heldentod zu erleiden. Wenn dieser heizende Galgenhumor nur auch denen beschieden wäre, die der Heldentod bloß so weit gefreift hat, daß sie seine gräßliche Klaue zeitlebens verspüren, ohne seiner alle Schmerzen endenden Ehre teilhaftig geworden zu sein! Aber wie der erste in Deutschland eintreffende Lazarettzug der lauten Schlachtheisterung der Daheimgebliebenen gleich einem Stich ins Herz fuhr, so sinkt auch vor dem verwundeten Krieger die Fata morgana in fürchterliche Leere zusammen, wenn er in den farbten Decken des Feldspitals liegt. Die Armen preisen sich glücklich, wenn sie in die Heimat transportiert werden, was nur bei nicht lebensgefährlichen Wunden geschieht. Freilich dort wartet ihrer eine mütterliche Pflege, eine Liebe, die vielen Elternlosen, modernen Nomaden, verlorenen Söhnen etwas gänzlich Neues, Niegekanntes — ein Paradies auf dieser krieg erschütterten Erde eröffnet, die Erlösung aus grauenvoller Irrfahrt, das Erwachen aus folternden Träumen bedeutet.

Ich habe im weiten Deutschen Reich Lazarette aller Art besichtigen können, Musteranstalten und Notbaräden, Privathäuser und Militärlazarette, mit und ohne Führung,

fast immer unangemeldet. Wo die Genfer Flagge ein Haus schützt, da darf man, mag es noch so bärbeißig und nüchtern aussehen, sicher sein, drinnen Sonne zu finden. Sonne, die aus blütenweißer Wäsche, blanken Fenstern, blitzsauberem Gerät und lustigen Mädchenaugen strahlt. Mit Vorliebe wurden solche Gebäude ausgesucht, die auch über ein Stückchen Gartenland verfügen, das die Genesenden als die schönste Verkörperung von Rousseaus „Zurück zur Natur“ empfinden. Denen, die kalten Herzens den Stahl in Feindesblut tauchen mußten, wird jede aufbrechende Blüte zum Ereignis, die Reinheit und Schönheit, den Allsegen der friedlichen Natur wird so mancher erst jetzt gewahr, wo zwischen zerfleischenden Granaten die Amsel unbekümmert ihr Abendlied zum Preise einer höheren Ordnung singt, wo schwanke Blützweige wie sonst vom heiteren Sinn des Lebens plaudern. Kein Wunder, daß der Krüppel mit dem hochgeschlagenen, leeren Uniformbein die Sprache nicht versteht. Was ist Seligkeit? Die Selbstverständlichkeit, auf zwei Beinen zu stehen.

Andere lachen, karteln, treiben Unfug. Begründen ihre Lebenslust teils mit der Aussicht, nicht mehr, teils bald wieder ins Feld ziehen zu müssen. Von einem in Düsseldorf liegenden Bayern, dem ein Querschläger das Gesicht vom Hals bis zur Nase weggerissen hatte, glaubte ich am sehnlichsten den Wunsch nach Befreiung vom Militärdienst vernehmen zu müssen, bekam aber aus künstlichem Mund zwischen künstlichen Zähnen hervor zu hören: „Zehnmal lieber ins Feld!“ Wieder andere, mit einem verletzten Finger davongekommen, haben es „dick bis zum Hals“. Weitaus die meisten tun ihre Pflicht, nichts weiter. Wie soll bei so verschiedener Psyche die geistige Pflege der Verwundeten gehandhabt werden, wie das Volk seinen verstümmelten Söhnen gegenübertreten? Ich sah einen von der Furie des Krieges körperlich und seelisch Gezeichneten an einer Straßenecke Berlins stehen. Er schaute mit schmerzlichen Augen in das Verkehrsgewühl, in die rücksichtslose Jagd nach Geld,

das neugierige Gedränge um die Depeschentafel — „bloß zweihundert Gefangene!“ meinte einer geringshäzig —, er hörte das Gelächter der hochmodern herausgeputzten Dirnen, erwidert von jungen Männern, mit geraden Gliedern, hörte die Anpreiser vor den Kinopalästen, die neueste Sensation „Urkomisch“ auskreischen, hörte und sah das Leben seinen brutalen Gang gehen mit den gewohnten Fräzen — und schwieg. Draußen verspritzten zur gleichen Minute Tausende ihr Blut. Es war sehr schön, daß er schwieg.

Als ihr sichtbarstes Abzeichen tragen die Verwundeten ohne Ausnahme im ganzen Reich einheitliche Krankenkleidung, den gestreiften Waschanzug. Vor dem ersten Schritt auf die Straße müssen sie in die Uniform schlüpfen. Einheitlich ist ferner und zwar nach dem Muster der Friedenslazarette die Ausstattung der Krankenräume, so weit das mit Rücksicht auf Interimsgebäude möglich ist. Die Eisenbetten mit der Tafel, worauf Name des Verwundeten, Datum und Ort der Verwundung, sowie der Name des behandelnden Arztes zu lesen sind, kennt man auch in der Schweiz. Während sich die Zahl der in einem Raum — manchmal ist es ein nüchternes Amtszimmer, manchmal ein Spiegelsaal — untergebrachten Mannschaften je nach den Verhältnissen richtet, hat jeder Offizier in der Regel sein eigenes Zimmer, das liebevolle Hände nur zu oft überreichlich mit Blumen ausschmücken. Mit dem Mai haben die Kinder des Frühlings auch in dem bescheidensten Mannschaftsraum Einzug gehalten, laufen aber manchenorts Gefahr, bald wieder durch weniger zartfühlende Pflegerhände verdrängt zu werden; denn leider ist das segensreiche Samaritatum der Frau in Abnahme begriffen. Wenn auch diese betrübliche Erscheinung von verschiedenen Seiten verschieden ausgelegt wird, so steht doch fest, daß dem Andrang der Frauen zu ihrem natürlichen, dem Pflegerberuf, an maßgebenden Stellen eher Hemmnisse in den Weg gelegt, als beseitigt werden.

(Schluß folgt.)

## Wäge Mädin.

Es Gleichichtli us em Ämmethal, erzellt vom Simon Gfeller.

2

Hm — i bi süsch nid grad schüzige mit Gältetlehne. Aber was wott me? Gägen eine, wo verliert isch bis i's Chappetschötteli ufe, darf me nid wohl der Wüescht mache.

Numen eis han ihm hgärtet: I möcht doch de au öppé ggeh, was er für eini usegläse heig. Bowäge es vollomes Wybervolch gseht me de nid all Tag.

Pellin isch das nume Mähl i si Muelte gsi. Die dörf er fräveli lo luege. I soll de nume mache, daß i öppen i der Nöchtemi sig. Er wells de scho rischpe, daß i se chönn is Aug fasse.

„Aber i mueß pressieren u hei,“ het er ungereinisch afo angshete. „Der Stubeboden isch i der Mitti düren afen ordeli dünn. Zum Fürsorg wott i no hurti gon e Stürzel drunger stelle. Süscht chönnit mer de Mädi no samt de Laden i Härdöpfelchrummen ahe tätsche — u das chönnit de en ungattligi Sach 'gäh — Städelaternetöri hä hä hä hä!“

Er isch ume ganz buschuf gsi u dervogtscheicht, daß nie eso.

Monderisch han i Achting gäh, wi=n=e Habch im Tschupp. U richtig, nom Mittag isch er mit ere cho. I bi do chli uf em Härdli ume trätschet u ha mi so satlli gäge Peflis Pflanzig zuegloch. Un es isch emel grote. I ha chönnie d'Gwungernase fueter, ohni der Schimel schüch zmache. Pefli het äxtra chli dräht, wo=n=er d'Us-sicht erklärhet. Un i ha emel ono müeze mi Särf derzue gäh, gäb de alls eso sig u di Buurehäuser würkig so heihi, wi=n= är'sch im Chops heig.

U mi tüüri Sässi, das Mädi isch de in der Tat no sei es noggis Chrugelmuuhi gsi. Es Chöpfli het es gha wi=n=es Bärnpuderli\*) u zweu millions läbige lischti Neugli drin. Iez han i au bigriffe, worum daß Pefli bihaftet het, vollkommenes Wybervolch chüm les vore: I Mädis Hutt hätt wäger niene me es Zymmeli öppis Platzg gha, süscht hätt es se versprängt. Am Chittelbrüschtli het es fascht möge d'Häfftli gstrede. Deppen grad wüescht groß isch es nid gsi, das Mädi, u Hoorbüti het es e chli=n=es schittersch gha. Aber agleit isch es gsi — ohne Schmiedel gredt — de grad wättigs brav, alls wi=n=es ame Wybervolch wohl asteit. I mueß's säge: I hätt emel Pellin nid chönnen abwändig mache un ihm das Wybervöchl'i vernütige. 's Gägeteel, i ha mi müeze verwundere, daß es si mit ihm agloch het. We me di Zweu vergliche het, isch Pefli gar nid guet ab der Zetti cho. Er isch mer nid grad einischt abschynniger u überstelliger vorcho, weder näbe Mädin zuehe. Grüehrt het er schi jo, was ihm isch mögli gsi. Er isch ume das Mädi ume zwirblet, wi=n=e Heugümper umen es Aemdschöchli.

D'Wüche druf han ihm bigryflig albeinisch der Spannstab e chli nto: Mi wärd däich de gli müeze Bulver chauen u d'Mürschle zwägmache für z'fanalle!

Aber bilängerschi meh han i möge gmerke, daß d'Nuß no nid halig sy. Pefli het der Chürps iq hange un isch tuiche gsi. B'ersch het er mit der Sprach nid vüre welle

\*) Fünferweggli.